

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 26

Artikel: Florestan und Eusebius
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

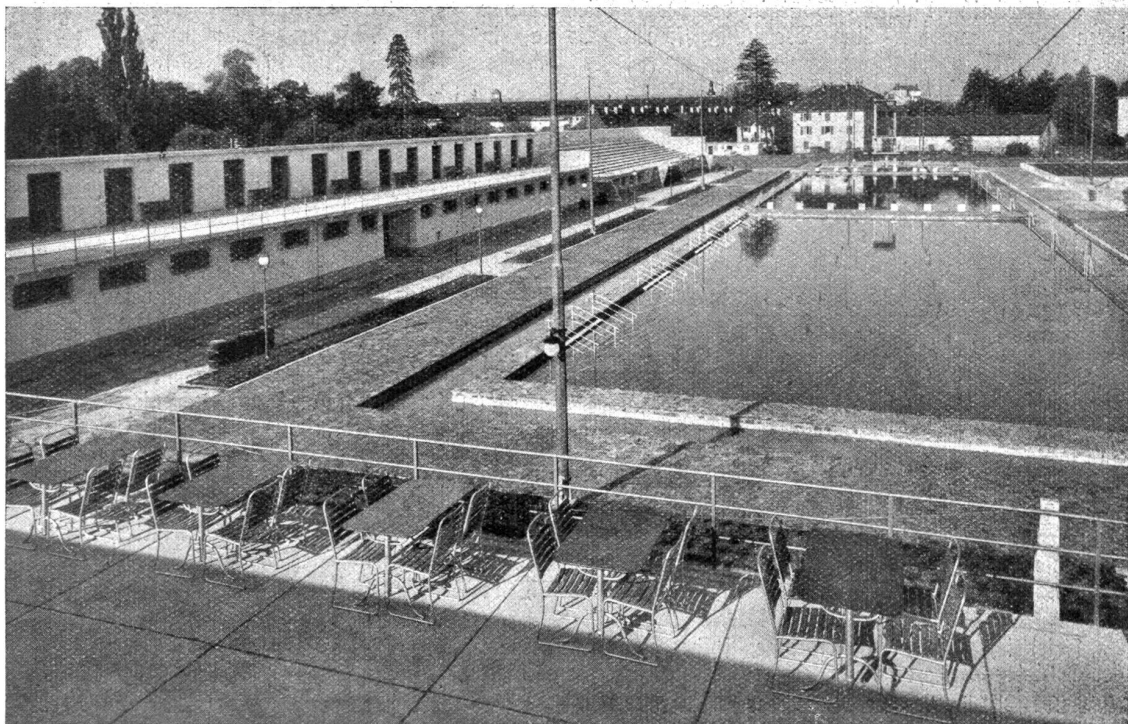
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fließende Wasser durch Kreuzfluß aus der nahen Wiese ersetzt. Die Hauptmasse des Wassers wird successive abgelassen und in drei Filterkammern, mit je zwei Quarzsandschichten, in Verbindung mit einem Zusatz von konzentrierter Chlorkupferlösung gereinigt. Das gereinigte Wasser wird aus dem Reinwasserreservoir an verschiedenen Stellen wieder in die Schwimmbecken geleitet. Das sämtliche Wasser wird innert 24 Stunden auf diese Weise erneuert.



Das Basler Gartenbad Eglisee. — Gesamtbild des Familienbades gegen den Sprungturm. Im Vordergrund die erhöhte Wirtschaftsterrasse.

Eine besondere Pumpe mit automatischer An- und Abstellvorrichtung fördert das Wasser für die Brausen und Fußbadwannen in einen Behälter im Uhrturm des Hauptgebäudes.

Die Anlage ist durch elektrische, an weitgespannten Drähten hangende Lampen auch für den Nachtbetrieb eingerichtet.

Der Besucher des Strandbades löst an der Kasse eine Halbtageskarte für 30 Cts.; der Halbtage wird gerechnet von 6.30 bis 14 Uhr und von 11 Uhr bis Tageseschluß um 20 Uhr. Es sind auch Heftchen für 20maligen Eintritt zu Fr. 4.— erhältlich. Kinder zahlen die Hälfte. Die Benützung einer Kabine kostet 50 Cts. Zuschlag. Die Benützung der Kleiderkasten in den offenen Ankleidehallen ist unentgeltlich. Jeder kann sie beliebig durch eigene oder an der Kasse zu mietende Vorlegeschlößchen abschließen. Die Kleiderkasten tragen fortlaufende Nummern, aber auch alphabetisch gereichte Vornamen (Aldi, Benni, Nann, Betty usw.).

Den Besuchern stehen Einrichtungen zum Turnen und Spielen (Rasen und Sand), zum „Sünnelen“ (Mietstühle) und Spazieren, aber auch zum Essen und Trinken zur Verfügung. Sie haben Gelegenheit, Rauchzeug, Zeitungen, Ansichtskarten, Bade- und Toilettenartikel zu kaufen. Für Unfälle ist ein Sanitätszimmer eingerichtet. Durch eine Alarmanlage nach Art der Feuermelder kann Hilfe herbeigerufen werden. Natürlich stehen den Badegästen automatische Telephonkabinen zu Diensten. Das große Restaurant wird natürlich alkoholfrei geführt und nach dem Prinzip der Selbstbedienung betrieben. Dem Buffet ist eine sogenannte „Soda-fontäne“ angegliedert, die es ermöglicht, die verschiedenartigsten kohlenensäurehaltigen Getränke und andere kalte Erfrischungen wie Glace usw. schnell und billig herzustellen.

Basel besitzt mit seinem Gartenbad Eglisee als Ergänzung seiner Rheinbäder eine neue Sehenswürdigkeit. Unsere Leser werden nicht verfehlen, sich diese anzusehen, wenn im diesjährigen heißen Sommer Geschäfte oder die Reiselust sie in die schöne Rheinstadt führen sollten.

H. B.

Badspruch.

Wassertrinken heilt den Magen;
Neue Kräfte gibt das Baden!

Florestan und Eusebius.

Vier symphonische Sätze von Stephan Georgi.

Das Allegro:

Das war wieder einmal ein großer Tag für die musiliebenden Leipziger von anno Biedermeier gewesen! Felix Mendelssohn, der neue Gewandhausdirigent, hatte ein Konzert gegeben, das den hellbegeisterten Hörern gründlich in die Glieder gefahren war.

Ganz zum Schluß verließ einer mit so leisen, behutsamen Schritten den Konzertsaal, als fürchtete er, die ihn noch immer umschwebenden Melodien mit einem einzigen lauten Schritt zu zerstören. Ein weiches, volles Gesicht hatte er, dessen Augen zur Zeit wieder einmal schwärmerisch vor sich hinblickten. Die rechte Hand schlug den Takt zu den leise gesummen Melodien, und so kam es, daß der schräg über die Schulter geworfene Mantel allmählich im Staube zu schleifen begann.

Aber das merkte der Musifus, Davidsbündler und Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“, Robert Schumann, nicht. Nur schnell nach Hause, ehe die Tinte im Federkiel eintrocknet! Hei, das war etwas für die Davidsbündler, die heldenmütig für fortschrittliche Musik kämpften! Das war etwas für Florestan und Eusebius! So nämlich nannte Schumann die beiden Seelen in seiner Brust. Florestan war der Wilde, Kämpfende, Aufbegehrende; Eusebius aber war der weiche, schwärmende Romantiker.

Zehn Minuten später saß Schumann, eine schwarze Zigarre im Mundwinkel, an seinem Schreibtisch, über dem das Bild seines geliebten Jean Paul hing, und schrieb für die nächste Nummer der Zeitschrift eine neidlos begeisterte Hymne über Felix Mendelssohn.

Endlich, nachdem er auch noch die ersten nach Leipzig gelangten Kompositionen eines noch Unbekannten, namens François Frédéric Chopin, lobend gewürdigt hatte, warf er die Feder beiseite. Sein Kopf schmerzte. Zu viel an Arbeit und seelisch Aufregendem war in letzter Zeit auf ihn eingestürmt. Die Zeitschrift; sein eigenes Wollen und Wagnis; sein künstlerisches Schaffen — und dann das qualvolle Hangen und Bangen um die Geliebte.

Es trieb ihn hinaus. Spät in der Nacht blieb er vor einem Hause, unweit seiner Wohnung, stehen. Es lag in tiefem Dunkel.

„Alara!“ flüsterte er. „Chiara!“

Und das flüsterte er auch noch, als er zu Hause die Tasten seines Flügels anschlug. Alara! Chiara! sangen die Sopranstimmen unter seiner rechten Hand; aber die Linke vergaß nicht, der Bässe dumpfes Murren ertönen zu lassen.

Das Andante:

An einem Frühjahrsabend des Jahres 1838 trat aus der Hintertür des Hauses, das dem bekannten Leipziger Klavierpädagogen Friedrich Wied gehörte, ein neunzehnjähriges Mädchen. Große, dunkle Augen lagen in einem seltsam zarten, blassen Gesicht, das von schwarzem, korrekt gescheiteltem Haar gekrönt wurde.

„Chiara!“ Klang es von des wartenden Schumann Lippen, und er streckte seiner Alara Wied, der weit über die Grenzen deutscher Gauen hinaus berühmten Pianistin, beide Hände entgegen.

Dann hing Lippe an Lippe.

Eine Drossel sang. Aber das Öffnen der Tür erklang nach einer Weile so laut, daß der Vogel jäh im Gesange verstummte.

Friedrich Wied, dessen lange, spitze Nase aus einem zorngeröteten Gesicht hervorstach, kam hinzu und sah Schumann giftig an.

„Habe ich Ihnen nun noch nicht oft und deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie im Bereiche meines Hauses nichts mehr zu suchen haben?“ schnarrte er und führte seine Tochter unwirsch mit sich fort. „Aufdringlicher Mensch! Habenichts! Verpfuschte Karriere! Habe ich mir deshalb so viel Mühe mit dir gegeben?“ hörte Schumann noch, dann schlug die Türe zu.

Eingehüllt in dicke Rauchwolken, sah Schumann an den nächsten Tagen bis spät in die Nacht hinein an seinem Flügel und komponierte sein „Kreisleriana“. So trefflich er auch die bizarren Gestalten, den wunderlichen Fräzschneider E. Th. A. Hoffmann, den verrückten Kapellmeister Kreisler und den Rater Murr, in seinen Tönen charakterisierte, er konnte nicht verhindern, daß immer wieder ein Stück von seiner übervollen Seele mit in die Melodien hineinkam. Ein Stück von Florestan und Eusebius. Florestan begehrte trotzig auf, verbrüdete sich mit überstürzend dahinstürmenden Synkopetten und schnitt mit E. Th. A. Hoffmann Fräz; Eusebius aber begann phantastisch zu schwärmen, doch seine sonst so bunte Romantik wurde oft zu dumpfen Träumen, zu resigniertem Flüstern.

Kreisleriana. Hinter allen diesen wunderbarlich überspannten, bizarren Kreaturen tauchte immer wieder ein anderes Bild auf:

Alaras! Chiaras!

Das Scherzo:

Die Herbstsonne des Jahres 1840 verdeckte sich beschämt, als sie das mild-verklärte Leuchten auf den Gesichtern Robert Schumanns und Alara Wieds sah, die nach eben stattgefundener Trauung die Kirche verließen. Nun waren sie trotz aller Intrigen, trotz väterlichen Protestes für immer vereint.

Neues Hoffen, Wollen und Wagen wuchs auf.

Alaras Ruhmessonne stand noch immer am Zenith; viele Gastspielreisen gab es, auf denen er sie begleitete. — Und dazwischen schuf auch er. Komponierte Lieder, immer wieder Lieder. In seiner köstlichen Schale der Musik fing Robert Schumann die mondlichtfarbigen Tropfen der Romantik auf, die um diese Zeit wie ein Sprühregen über die Länder ging.

Bis abermals dunkle Wolken am Horizont heraufzogen.

Die eigentümlich nagenden Kopfschmerzen, deren geringe Anfänge Schumann schon früher wahrgenommen hatte, traten heftiger und häufiger auf und verbanden sich mit einer immer mehr zunehmenden Gemütskrankheit.

Nach Dresden waren sie übergesiedelt. Dort war Robert an einigen Tagen der Woche am Stammtische in der „Alten Post“ anzutreffen, wo neben Ferdinand Hiller, Berthold Auerbach, Bendemann, Reinick und Rietschel auch Richard Wagner, der große Neue, saß. Während Schumann, seine schwarze Zigarre rauchend und sein Bier trinkend, schweigend und zuweilen recht abwesend am Tische saß, war Wagners spitzes Kinn ununterbrochen zum Sprechen in Bewegung. Trennte man sich dann spät am Abend, so pflegte Wagner zu sagen: „Er ist ja ein hochbegabter Musiker, der Schumann, aber in seiner Stummheit ein unmöglicher Mensch; man kann doch nicht immer allein reden.“ Schumann hingegen äußerte sich: „Ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle, der Wagner, aber sein unaufhörliches Sprechen kann man auf die Dauer nicht aushalten.“ —

Mit Alara von einer Konzertreise zurückgekehrt, die bis nach Petersburg geführt hatte, artete Schumanns Krankheit in ein heftiges Nervenleiden aus, von dem er sich nur langsam erholte. Duster und vergeschlossen war er geworden.

Aus dieser Stimmung heraus ergriff er Byrons Manfred zur Vertonung. Das lyrische Sichversenken in die düsteren Seelentiefen, in die Schwermut Manfreds wurde für ihn wiederum ein Untertauchen in die eigene angstvoll zerrissene Seele, aus der sich wie ein Hilferuf vor etwas, das er drohend herannahen fühlte, die Ansprache an Astarte hervorrang:

Gerufen hab' ich dich aus dunkler Nacht!

Das Finale:

An einem regnerischen Februartage des Jahres 1854 sah der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen schon nach kurzer Zeit den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstische und durchwühlte, nach irgend „etwas“ suchend, tastend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen blickten in starrem, fieberndem Glanze auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schrednisse hämmerten in seiner Brust, und die unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden würgte in seiner Kehle. Dumpf, monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er biß die Zähne zusammen, schob die Bücher beiseite und setzte sich mit den sechs von ihm vertonten Venauliedern an den Flügel. Leise begann er zu spielen; Blatt für Blatt. Als letztes, siebentes, fiel ihm das Requiem in die Hände, das er damals geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine ekle Spinne warf er das Blatt mit den Fingerspitzen fort.

Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel irgend etwas darauf los zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument hervor und erfüllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen Fräzengestalten E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht der Rater Murr fauchend auf den Rücken? Wer geigte da A? Immer wieder A? Heiho! Der Ritter Baganini war es! Mit Augen aus glühenden Kohlen! Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichendorffs lustigem Taugenichts, der dort durchs Fenster kam. Gestalten krochen heraus aus der Geige, wurden größer, immer größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zifaden dazwischen! Immer die gleiche Melodie, dieselben sechs Töne. War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelssohns Fingalshöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab. Krallenhändige und feuerzüngige Dämonen fingen sie auf und vereinten sie zu Bächen, reißenden Strömen, zu brausend

niederstürzenden gischt-schäumenden Wasserfällen, die gellend, rasend, kochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen....

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. Ohne Hut und Mantel schlich er leise, unbemerkt von Frau und Kindern, aus dem Hause.

Das Wasser des Rheines war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann, noch lebend, herauszogen... aber als Nachfolger Hölderlins und Venaus.

In der Privatheilanstalt des Doktor Richards in Endenich bei Bonn hatte zwei Jahre später Florestan ausgekämpft und Eusebius ausgesungen.

Werbende Mutter.

Als Schritte traumberloren sie von himmen,
So siehst du still sie über Wiesen gehen.
Bei einer Blume bleibt sie manchmal stehen
Und ist versunken in ein zärtlich Sinnen.

Und täglich müht sie sich in frohen Schauern,
Das Wunder ihres Leibes zu ergründen.
Und alle Träume, alle Wünsche münden
In ihres Körpers heil'gen Tempelmauern.

Ganz nahe ist ein Herz nun ihrem Herzen
O, tief ist sie Gefäß für neues Leben,
Das als Geschenk sie bald wird weiter geben;
Und das aus Drangsal aus den dunklen Schmerzen
Sie glückerfüllt zum heiligen Licht darf heben.

Erich Kunder.

Suggestionen.

In einem Lustspiele Molières wundert sich ein Parvenu in höchstem Maße, daß er seiner Lebtag Prosa gesprochen habe, ohne es zu wissen. Heutzutage würden sich sicher sehr viele Menschen ebenso wundern, wenn man ihnen sagte, daß sie täglich, ja stündlich mit ihren Mitmenschen Suggestion trieben, ohne es zu wissen. Nicht daß dies erst der Fall wäre, seitdem man den schönen Namen „Suggestion“ kennt, nein, solange es Menschen gab, hat es auch Suggestion oder sagen wir einmal statt dessen „seelische Beeinflussung“ gegeben. Daß im allgemeinen Frauen leichter beeinflussbar sind als Männer, scheint schon die Schlange im Paradies gewußt zu haben, denn sonst hätte sie sich eher an den Mann — als den Familienvorstand — gewendet. Die Sache wäre nicht so schlimm, wenn nicht der Mensch geneigt wäre, viel eher im schlechten Sinne als im guten zu beeinflussen und beeinflusst zu werden. Musterbeispiele solch ungewollter und auch unüberlegter Beeinflussung können wir täglich sehen, wenn wir beobachten, wie sich die Leute nach ihrer gegenseitigen Gesundheit erkundigen und einander auf diesem Gebiete „Ratschläge“ geben. Manche Personen bringen es nicht über sich zu fragen: „Wie geht's?“ sondern sie müssen gleich selbst ein Urteil, und meist ein schlechtes fällen. So heißt es dann: „Siehst du aber schlecht aus!“ oder: „Dir geht es gewiß nicht am besten“, wenn ihr Gegenüber eine Nuance bleicher ist als gewöhnlich. Schon weniger harmlos sind folgende Beispiele: Eine Verkäuferin sagt zu einer Dame, die einen kleinen Hautausschlag hat, mit toternster Miene: „Das ist sicher Hautkrebs“, und ein altes Frauelein zu einem jungen Manne, der an nervösen Magenbeschwerden litt und ohnehin etwas ängstlich war: „Sie sehen genau aus wie mein Mann, als er Magenkrebs bekam.“ Sehr freundlich und ermutigend ist es ferner, wenn man einer jungen Frau, die vor ihrer Entbindung steht, möglichst viele Fälle aufzählt, bei denen die Frau an der Geburt gestorben ist.

Heute wissen wir besser als früher, wie stark seelische Bewegungen sich auf den Körper auswirken, ja ihn geradezu krank machen können, und wir sollten uns deshalb um so eher in acht nehmen. Ein Mensch, der seinen Nächsten beständig seelisch in schlechtem Sinne beeinflusst, ist also eine Art Giftmischer. Er ist um so mehr zu verurteilen, als er sich gewöhnlich um sein Opfer sonst gar nicht kümmert, wenn wirklich einmal richtige Teilnahme oder Hilfe am Platze wäre. In solchen trassen Fällen empfehle ich immer meinen Patienten, etwas energisch aufzutreten und, wenn der andere sagt: „Sie sehen jeden Tag schlechter und schlechter aus“, zu antworten: „Und Sie reden jeden Tag dümmere und dümmere.“

Dr. med. H. W.

Der Engelwirt.

10

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Achtes Kapitel.

Und Agathe hielt wirklich das Maul. Kein Mensch im Städtlein hatte eine Ahnung davon, was den Engelwirt in den nächsten Tagen mehrere Male nach der Amtstadt führte. Zu Hause war er in jeder Regung behutsam und ging auf Sammetpfoten; fühlte er sich doch, je stiller es immer noch blieb, um so mehr von neuen Fällen und Anschlägen umgeben, die er zwar als solche nicht mehr besonders fürchtete, da er ja durch sein Verschwinden nächster Tage schon den verblüffendsten Trumpf darauffsetzen würde, die er aber darum gern vermied, weil er überzeugt war, daß seine still und ernst dreinschauende Frau nur eine gute Gelegenheit abwartete, um ihm den Bettel vor die Füße zu werfen.

Er sah eifrig nach der Arbeit in Hof und Feld und hatte für Knecht und Magd immer ein heiteres Wort; seiner Frau ging er möglichst aus dem Weg oder begegnete er kleinlaut und ohne eigenen Willen, so daß sie fast glaubte, er sei durch die neuesten Erlebnisse mürbe geworden. Nur in der Wirtschaft lieh er sich nicht blicken, noch sonst, wo mit dem Munde gearbeitet wurde, und hatte völlig genug daran, daß ihm auf dem Felde etwa ein Nachbar zurief: „Was macht der kleine Engelwirtle?“ oder: „Schon wieder retour aus Berlin?“

In der Stadt aber hatte er, nachdem die Vereinsbank sein Anwesen nicht von heute auf morgen hatte beleihen wollen, mit einem Juden zu tun, der nur einen Tag Frist verlangte, am nächsten Tage jedoch schon dem Engelwirt so viel Geld lieh, als dieser, ohne das Vermögen seiner Frau zu schädigen, auf seine Wirtschaft aufnehmen konnte.

Als er sich dann am andern Morgen zu seiner großen Reise anziehen wollte, stand er lange nachdenklich vor der Kommode und dem Kleiderschrank: es lag und hing hier so viel, das er gut hätte gebrauchen können! Aber wie sollte er es unbemerkt aus dem Hause bringen? Drei Hemden hatte er schon übereinander an, zwei Paar Unterhosen und Socken, die Taschen stopfte er voll mit Nastüchern, Socken und Kragen — da hörte er Schritte auf der Treppe, riß schnell wieder ein Paar Socken aus der Tasche, warf sie in die Lade zurück und machte sich pfeifend fertig. Er zitterte und schwitzte genugsam in seinen drei Hemden, bis er zum Haus draußen war, ohne daß seine Beleidigung aufgefallen wäre; als er aber, ohne argwöhnisch angeschaut zu werden, bis zur nächsten Bahnstation gekommen war, da ärgerte ihn, daß er nicht doppelt so viel Hemden angelegt hatte.

Hier traf er auch die Agathe mit ihrem Widelkind und einem Bündel: sie ging hinter dem Bahnhof auf und ab, hatte verweinte Augen und vermied, ihn anzusehen, wie denn auch er immer auf die andere Seite blickte und dachte: wenn doch der Zug ginge!

Daß sie so scheu und ängstlich um sich schauen mußten, ob nicht etwa Bekannte in der Nähe wären, daß sie sogar, — wie ihm der Unauffälligkeit wegen gut schien — nicht